

Décroissance – Anatomie einer Bewegung

JEAN-MARIE HARRIBEY¹

Es gibt kaum soziale und ökologische Bewegungen oder ihnen nahestehende Theoretiker, die den globalen Charakter der gegenwärtigen Krise bestreiten. Allerdings unterscheiden sich die Vorschläge zur Bewältigung der Krise stark voneinander. Einige bekennen sich noch zur Vorstellung der nachhaltigen Entwicklung, obwohl sie die produktivistische Flucht nach vorne ablehnen. Andere lehnen dieses Konzept in seiner dominierenden Form ab und sprechen sich für eine qualitativ radikal neu bestimmte Form der Entwicklung aus. Wiederum andere haben die Wahl der *décroissance*² getroffen. Ich habe das Konzept der *schwachen Nachhaltigkeit der Entwicklung*, das dem durch die internationalen Instanzen und alle etablierten Mächte ausgeheckte Konzept der *nachhaltigen Entwicklung*³ zugrunde liegt, an anderer Stelle hinreichend kritisiert (Harribey 1997; Attac 2004). Hier konzentriere ich mich darauf, jenseits von Missverständnissen die wirklichen Gegensätze zwischen einer radikal veränderten Entwicklung und der *décroissance* zu identifizieren.

Hierzu beginnen wir mit der Analyse der Krise und der Tragweite ihrer sozialen, politischen und zivilisatorischen Widersprüche. Wir versuchen einige der Hindernisse für die Überwindung der anhaltenden Blockaden zu ermitteln, die innerhalb der antiproduktivistischen und antikapitalistischen Strömungen fortbestehen. Sie betreffen die Frage des Übergangs zu einer solidarischen und sparsamen Gesellschaft sowie die Konzeptionen des Geldes, des Reichtums und des Werts.

1. Inwiefern ist die Krise global?

Um es in wenigen Worten zu sagen, die Globalität der Krise ist drei sich gegenseitig verstärkenden Faktorenkomplexen geschuldet (Attac 2009). Sie ist zunächst global, weil sie alle Länder der Welt und alle Wirtschaftssektoren betrifft. In diesem Sinne ist sie bereits von größerer Tragweite als die große Depression in den 1930er Jahren, denn zu jener Zeit waren nur die großen Pole der kapitalistischen Entwicklung, Nordamerika und Westeuropa, betroffen. Heute werden die reichen Länder, die so genannten aufstrebenden Länder und die armen Länder in unterschiedlichem Maße in diesen planetarischen Mahlstrom hineingezogen. Ausgehend vom Zentrum, vom Herzen des Kapitalismus, den USA, hat die Krise schnell die Triade und dann die Peripherie des Systems ergriffen.

Sie ist außerdem global durch ihren in mehreren Dimensionen systemischen Charakter. Das Modell der finanziellen Akkumulation ist nicht nachhaltig, sowohl hinsichtlich der Aufteilung des Reichtums als auch der Verbreitung spekulativer Mechanismen. Die Krise reicht von der Finanzwelt zur Ökonomie, von der Gesellschaft zur Ökologie etc. In der Tat führt die Logik des Systems dazu, dass die ökologisch und gesellschaftlich trag-

baren Grenzen überschritten werden. Die Krise ist auch geopolitisch, weil sich die Kräfteverhältnisse der Welt verändert haben und keineswegs mehr jenen der Nachkriegszeit ähnlich sind. Der Imperialismus hat sich kaum in seiner Natur verändert, aber er hat andere Formen und Protagonisten. Diese Krise ist auch eine intellektuelle Krise, da die neoliberale Ideologie delegitimiert ist. Der Markt, die Konkurrenz, der freie Handel, *laissez-faire* und die Gewinnsucht führen nicht zu einem allgemeinen Wohlbefinden.

Schließlich ist die Krise auch global, weil sie die Beziehungen in Frage stellt, die die Gesellschaft mit der Wissenschaft unterhielt, und zwar in dem Maße, wie diese seit mehreren Jahrhunderten eine Unterstützerin und eine der wichtigsten Legitimationen des Fortschritts war. Doch Anfang des 21. Jahrhunderts wird einerseits die Wissenschaft mehr und mehr den Imperativen der kapitalistischen Ökonomie untergeordnet und andererseits hat die Gesellschaft immer weniger Einfluss auf die Definition der Ziele der Forschung.

Der multidimensionale Charakter wird deutlicher, wenn man die geläufige Präsentation der aktuellen Krise hinterfragt, die aus einem rein finanziellen Fehlfunktionieren entstanden zu sein scheint. In Wirklichkeit liegt die gesellschaftliche Krise, also die erhebliche Verschlechterung der sozialen Beziehungen, selbst im Kern der Finanzkrise; sie ist ihre eigentliche tiefere Ursache. Der rückläufige Anteil der Arbeit am produzierten Reichtum sowie der Zerfall der öffentlichen Dienste und der sozialen Sicherheit haben die Finanzgewinne gefüttert. Dies hat wiederum die Entwicklung einer bodenlosen Finanzmaschine erleichtert, die schließlich explodierte.

Mit anderen Worten, der globalisierte Kapitalismus durchläuft eine schwere strukturelle Krise, weil die Zuspitzung seiner Profitlogik für die endlose Akkumulation ihn dazu brachte, die beiden Säulen zu opfern, auf die er sich stützt und auf die er nicht verzichten kann: die Menschen und die Natur. Andre Gorz charakterisierte auf diese Weise bereits die strukturelle Krise des Kapitalismus in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren: «Wir haben es mit einer klassischen Überakkumulationskrise zu tun, die von einer Krise der Reproduktion in letzter Analyse aufgrund der knappen natürlichen Ressourcen verschärft wird» (Gorz 1978: 29–35).

Handelt es sich um eine moralische Krise? Die verallgemeinerte Deregulierung eines Systems stellt die Werte in Frage, die dieses der gesamten Welt und besonders jeder Kultur aufzuerlegen glaubte, insbesondere den «finanziellen Wert», der zum Gipfel der «Werte» erhoben wurde. Nichtsdestotrotz muss die von den Verfechtern des Systems und ihren wichtigsten Ideologen an den Tag gelegte Beharrlichkeit, ihren Willen durchzusetzen, den «Kapitalismus zu moralisieren», ja ihn neu zu gründen, hinterfragt werden. Grundsätzlich handelt es sich um eine Strategie der Ablenkung durch die herrschenden Klassen. Die Suche nach Sündenböcken in dem Moment, in dem die soziale Revolte wächst, ist ein klassisches Vorgehen, und es mangelt nicht an Kandidaten: Kerviel, Madoff^a und andere «kriminelle Manager und Unternehmer».

Die These eines entfesselten Finanzsektors, der im Gegensatz zu einem tugendhaften industriellen Kapitalismus stehe, hält einer genaueren Prüfung nicht stand. Denn die Erosion der sozialen Beziehungen in der produktiven, so genannten realen Wirtschaft hat die zunehmende Dominanz des Finanzkapitals über dreißig Jahre hinweg genährt: Tiefere Löhne und weniger soziale Sicherheit haben die Gewinne der Aktionäre gesteigert.

Zudem ist die Finanzsphäre ein notwendiges Element für die Zirkulation des Kapitals, die die Lohnabhängigen in Konkurrenz zueinander setzt. Zugleich kann sich die finanzielle Verwertung ohne produktive Sphäre nicht realisieren. Die Finanzialisierung des Kapitalismus hat den von Marx (1867) analysierten Widerspruch zwischen der erforderlichen Passage im Kreislauf Geldkapital – produktives Kapital – mehr Geldkapital ($G - P - G'$), und der permanenten, aber illusorischen Versuchung, diesen Kreislauf zu umgehen, um direkt zum verkürzten Kreislauf Geldkapital – mehr Geldkapital ($G - G'$) zu gelangen, nur verschärft. Letzten Endes ist jede Ablenkungsstrategie bemüht, die Klassen- natur einer solchen Krise zu verbergen.

Es besteht auch die Gefahr, diese Krise als eine anthropologische zu charakterisieren – selbst wenn das zum Teil begründet ist – das heißt, ihren Ursprung in der Maßlosigkeit des Menschen (Besset 2005)⁵, in seiner Hybris zu finden (Latouche 2007: 39). Doch wenn die sozialen Strukturen, die sozialen Beziehungen, die Organisation der Gesellschaft und ihre politischen Entscheidungen nichts gegen diese universelle Invarianz tun könnten, wäre es sinnlos zu versuchen, sie zu verändern. Mit anderen Worten, der lineare Mechanismus des technologischen Wandels, der zum sozialen Fortschritt führt, oder ein bestimmter marxistischer Messianismus, der im zwanzigsten Jahrhundert weit verbreitet war, wird durch das Verständnis eines Entwicklungspfades ersetzt, der nicht verlassen werden kann, weil er in der Unausweichlichkeit des individuellen Todes und in den erfundenen Kunstgriffen eingeschrieben ist, mit denen der Schmerz gelindert wird. Geschichte ist dann nicht mehr möglich, beziehungsweise kann man die gesellschaftliche Transformation, wenn alles im Individuum angelegt ist, nur noch in die Sphäre des Individuums verweisen und delegitimiert dadurch jegliche kollektive Aktion.

Es wäre ebenso gefährlich, den Ursprung des Problems ganz auf der Ebene von Repräsentationen anzusiedeln, eine Frage, die auch Gegenstand von Debatten innerhalb der *Décroissance*-Bewegung ist. Indem er die *décroissance* im Bereich der Vorstellungswelt ansiedelt, schreibt Serge Latouche mit Bezug auf Castoriadis: «Das Programm für eine nationale Politik der *décroissance* erscheint als Paradoxon. Solange keine totale subversion stattfindet, hat die Umsetzung realistischer und vernünftiger Vorschläge kaum Chancen angenommen und noch weniger realisiert zu werden. Dies setzt wiederum eine Veränderung der Vorstellungswelt voraus, die einzig und allein durch die Verwirklichung der fruchtbaren Utopie der autonomen und lebenswerten Gesellschaft hervorgebracht werden kann.» (Latouche 2007: 117.)

Das bedeutet, die Transformation der Gesellschaft ist unmöglich, da sie die Lösung des Problems bereits voraussetzt. Paul Ariès sieht sich gezwungen, den Vorschlag zu nuancieren: «*Décroissance* ist ein Slogan oder eine Wortbombe, um die herrschende Ideologie zu brechen. Sie ist dennoch nicht dazu berufen, eine einfache Operation der Entkolonialisierung der Vorstellungswelt zu sein, sondern muss ein wirkliches politisches Projekt werden» (Ariès 2007: 11). Das ist in der Tat das Problem, das die Gesellschaft anpacken muss.

2. Den Übergang denken

Übergang wohin?

Wo liegen die Bruchlinien zwischen den Theorien der *décroissance* und jenen, die eine *qualitative Entwicklung* einfordern? Sie liegen nicht in der Kritik des Produktivismus, obwohl sich die beiden Sichtweisen im Ausmaß der Verantwortung, das sie der kapitalistischen Akkumulation oder der menschlichen Maßlosigkeit zusprechen, unterscheiden, was dazu führt, soziale Anliegen und ökologische Anliegen anders zu gewichten. Sie liegen auch nicht im Willen, den ökologischen Fußabdruck zu reduzieren, noch in der Ablehnung der nunmehr offiziell gewordenen Losung der *nachhaltigen Entwicklung*. Ebenso ist die Tatsache, dass ein fortwährendes Wirtschaftswachstum unmöglich ist, nunmehr eine gemeinsame Erkenntnis aller Ökologen, seien sie Anhänger der *Décroissance*-Idee oder nicht. Und es ist zu begrüßen, dass aktuelle Veröffentlichungen mit den Zweideutigkeiten in Bezug auf Demokratie, Humanismus und Menschenrechte gebrochen haben (namentlich Ariès 2007; Cheynet 2008).⁶ Das sind Werte, die heute von vielen Ökologen vollständig anerkannt werden. Es gibt nur noch Wenige, die sich auf einen umfassenden Relativismus berufen.

Um die Differenzen besser zu erfassen, könnte man die Tatsache unterstreichen, dass einer der Väter der *décroissance*, Nicholas Georgescu-Roegen, genau das Gegenteil von dem sagte, was heute jene behaupten, die sich auf ihn beziehen. Denn er unterschied Wachstum und Entwicklung: «Eine große Konfusion durchdringt die lebhaften Meinungsverschiedenheiten über das ‹Wachstum›, ganz einfach weil dieser Begriff in mehrfachen Bedeutungen benutzt wird. Eine Konfusion, vor der Joseph Schumpeter die Ökonomen ständig gewarnt hatte, ist jene zwischen Wachstum und Entwicklung ... In rein logischer Hinsicht gibt es nicht die geringste notwendige Verbindung zwischen Entwicklung und Wachstum; man könnte Entwicklung ohne Wachstum konzipieren. Weil die Verteidiger der Umwelt die vorhergehenden Unterscheidungen nicht systematisch erfasst haben, konnten sie beschuldigt werden, Gegner der Entwicklung zu sein. In der Tat muss sich der echte Umweltschutz auf die globale Erschöpfungsrate der Ressourcen (und die daraus resultierende Verschmutzungsrate) konzentrieren.» (Georgescu-Roegen 1995: 104–106.)

Aber zu diesem Zeitpunkt der Debatte scheint es mir wichtiger zu sein, das strategische Problem zu betonen, das sich allen sozialen Bewegungen stellt, die in einer Perspektive der Transformation der Gesellschaft agieren. Ich meine hiermit die Bewegungen, die in der Gesellschaft handeln und schließe damit auch die Ökologiebewegungen ein: Es geht darum, die Übergänge von einer ungleichen, verschwenderischen und räuberischen Gesellschaft zu einer solidarischen, sparsamen und schützenden Gesellschaft neu zu denken.

Der Übergang wirft zunächst das Problem des Verhältnisses zur Zeit auf. In der Tat bedingen alternative Produktions- und Konsumweisen eine weit reichende Transformation der Energie- und Transportsysteme, der Stadtentwicklung und des Lebensraums. Diese Umwandlung wird sich wahrscheinlich über mehrere Jahrzehnte erstrecken, während derer beträchtliche Investitionen zur industriellen Konversion notwendig sind. Latouche erkennt dies durchaus an: «Man wird Zeit brauchen, die Produktion, den Austausch, die

Lebensstile neu zu verorten» (Latouche 2007: 119). Um diesen Übergang zu gewährleisten habe ich vor kurzem die Formel «der Verlangsamung [décélération] des Wachstums für die reichsten Länder als erste Etappe zu einem Rückbau der räuberischen Produktionsbereiche, der von einer Umverteilung der Reichtümer und der Produktivitätsgewinne begleitet wird», vorgeschlagen (Attac 2004: 156, 205, 217–220). Das wäre eine Etappe der Entkoppelung zwischen der Verbesserung des Wohlergehens und dem Wirtschaftswachstum. Dieses Konzept wurde innerhalb der *Décroissance*-Strömung feindselig aufgenommen (Ariès 2007: 172, 285; Latouche 2006: 34). Mittlerweile scheinen die Dinge allerdings anders gesehen zu werden. Die Skeptiker von gestern theoretisieren nun den Begriff der Abbremsung (*ralentissement*) (Ariès 2007: 310, 321; Latouche 2007: 57, 88, 137; Cheynet 2008: 101–104), der vollständig identisch mit jenem der Verlangsamung (*décélération*) ist. Mein Vorschlag der selektiven Schrumpfung (*décroissance sélective*) erfuhr die gleiche zurückhaltende Antwort (Harribey 2004).

Aber warum gab es zunächst einen derart unverständlichen Einspruch? Man kann die Hypothese formulieren, dass genau betrachtet die Diskussion über die Natur des zu fördernden und des zu reduzierenden Reichtums noch zu keinem Ergebnis geführt hat. Glücklicherweise sind wir nicht mehr dabei zu diskutieren, ob alle Produktionssektoren in allen Bereichen und für alle reduziert werden sollen. Es ist nunmehr unbestritten, dass das nicht der Fall ist. Aber über die Reichweite der von einem Rückbau betroffenen Produktionsbereiche gibt es noch keinen Konsens. Das beste Beispiel ist jenes der nicht warenförmigen Generierung eines Großteils der Bildung oder der Gesundheitsdienste. Gewiss ist der ökologische Fußabdruck der Bildung, des öffentlichen Gesundheitswesens, des öffentlichen und kollektiven Transports nicht gleich null. Allerdings werden die sozialen Ungleichheiten größtenteils reduziert, indem alle Zugang zu diesen Dienstleistungen erhalten. Die Schrumpfung der Produktion und des Verbrauchs oder selbst deren kurzfristige Stabilisierung würde auch die Hoffnung zunichtemachen, die dominierende Logik umzudrehen, die Armen dazu zu verdammen, noch ärmer zu werden. Die Qualitätsverbesserung nicht kommerzieller Dienstleistungen wird angesichts des zerfallsartigen Zustandes, in dem sie der Kapitalismus belassen hat, während langer Zeit nach einer Erhöhung der eingesetzten Mittel verlangen und nicht deren Reduktion mit sich bringen.

Mehrere Beiträge haben kürzlich mitgeholfen, die Diskussion voran zu bringen. Tim Jackson, der Verantwortliche der britischen Kommission für nachhaltige Entwicklung, schlägt vor, den Wohlstand ohne Wachstum zu definieren (Jackson 2009; siehe auch Harribey 2011), weil es nicht möglich sein werde, eine absolute Entkoppelung zwischen der Steigerung der Produktion und des Verbrauchs natürlicher Ressourcen zu erreichen. Allerdings gibt es seines Erachtens «keine Gründe, das Wachstum universell aufzugeben» (Jackson 2009: 54). Er schlägt auch eine neue ökologische Makroökonomik vor, die die wirtschaftliche Orientierung den ökologischen Erfordernissen unterordnet. Leider ist sein Modell hinsichtlich der Konzeption von Produktivität inkohärent, was sich auf die Perspektive einer Senkung der Arbeitszeit, manchmal verstanden auf globaler Ebene und manchmal auf individueller Ebene, auswirkt. Daher kann sich Tim Jackson nicht von der Vorstellung trennen, der Kapitalismus sei fähig die ökologische Frage zu lösen. Auf diese Weise verfängt er sich in einem zentralen Widerspruch: der Kapitalismus könne ohne Ak-

kumulation des Kapitals funktionieren. Das ist ein perfektes Oxymoron, also ein Widerspruch in sich selbst (Harribey 2011).

In einer ähnlichen Perspektive hat sich Jean Gadrey (2010) einem leidenschaftlichen «Adieu auf das Wachstum» verschrieben, obwohl er den Begriff der *décroissance* ablehnt. Das Wirtschaftswachstum könne keine Zielsetzung der Gesellschaften mehr darstellen, denn die Belastung der natürlichen Ressourcen habe ein Ausmaß erreicht, das die ökologischen Gleichgewichte zerstört, während die sozialen Gleichgewichte demselben Schicksal zugeführt würden. Als Heilmittel gegen alle Übel, Armut, Ungleichheit und Umweltverschmutzung präsentiert, werde das Wachstum zum Problem. In «grünes Wachstum» umgetauft sei es nicht weniger zu verurteilen, denn über ein bestimmtes Niveau des Bruttoinlandsprodukts hinaus verschwänden die Wohlstandsgewinne. Der Autor erinnert an die Kritik am Bruttoinlandsprodukt (BIP) als Wohlstandsindikator, die gegenwärtig die Forschung über neue Reichtumsindikatoren erneuert. Es sei also möglich, eine sozial und ökologisch nachhaltige Gesellschaft ohne Wirtschaftswachstum zu entwerfen, sogar bei einer Reduzierung der produzierten Mengen, indem man dabei die Beschäftigung, die Wertschöpfung und vor allem die Rechte auf ein «gutes Leben» entwickle.

Die Arbeit entschlüsseln

Worum drehen sich die verbleibenden Diskussionen? Hauptsächlich um Fragen methodologischer Art. Die wichtigste betrifft die Entwicklung der künftigen Produktion, nachdem sie in einem ökologischen Sinn neuorientiert wurde. Nach Gadrey würde sie zurückgehen, denn die nationalen Buchhaltungen würden einen Rückgang der produzierten Mengen registrieren. Wenn der Einheitswert der Produktion mehr stiege als die Mengen sanken, weil mehr direkte und indirekte Arbeit notwendig wäre, um sie zu produzieren, muss das aber keineswegs zutreffen (mehr zu dieser Frage siehe Harribey 2010b).

Es erstaunt nicht, dass die Diskussion über die Art der Produktion, die gegenüber einer anderen vorzuziehen ist, zur Debatte über die Arbeit führt. Das ist ein anderer umstrittener Punkt innerhalb der politischen Ökologie. Zu diesem Thema müssen mindestens drei Aspekte geklärt zu werden. Der erste bezieht sich auf die Natur der Arbeit in den modernen Gesellschaften und auf ihre Evolution. Ich vertrete die Auffassung, dass die Arbeit eine anthropologische Konstante ist, weil der Mensch die materiellen Bedingungen seiner Existenz produzieren muss, und dass die Arbeit einen sozialen und historischen Charakter hat, jeweils bedingt durch die Form, die diese Notwendigkeit annimmt. Daraus ergibt sich eine Ambivalenz: Die Arbeit ist sowohl Faktor sozialer Integration als auch Faktor der Entfremdung. Einen dieser beiden Aspekte zu leugnen erscheint mir reduktionistisch und führt zu theoretischen und politischen Illusionen, etwa «das Ende der Arbeit» im ersten Fall und der Verzicht auf eine qualitative Vollbeschäftigung im zweiten Fall.⁷

Aus dem ersten Punkt ergibt sich der zweite: Die Forderung nach einem Existenzminimum statt nach einer Umverteilung der Arbeit beruht auf einer optischen Täuschung. Man kann politisch und philosophisch die Garantie eines anständigen Einkommens für jedes Individuum rechtfertigen, aber man kann diese nicht auf die Idee stützen, dass die gesellschaftliche Arbeit nicht mehr der Ursprung jedes in der Gesellschaft ver-

teilten Geldeinkommens sein wird. Dies würde wiederum zu einem Mythos der Fruchtbarkeit der Maschinen, des Kapitals, der Finanzen (in Bezug auf ökonomischen Wert) führen...

Der dritte Punkt ist ebenfalls mit den oben genannten verbunden. «Ein Schreckgespenst plagt den Kapitalismus: die Unentgeltlichkeit», sagt Pierre-Noël Giraud (2004) mit sicherem Gespür für eine gute Formulierung. Die Besessenheit, mit der das Gesetz «Hadopi»⁸ in Frankreich angenommen worden ist, illustriert das gut. Aber auch hier muss man den Ursprung der Unentgeltlichkeit benennen. Die Unentgeltlichkeit kann drei Quellen haben: Erstens eine Unentgeltlichkeit, *die aus der Natur stammt* und uns verpflichtet, die «Gemeingüter» vor jeder Aneignung und vor jeder nicht wieder gutmachbaren Zerstörung zu schützen. Zweitens eine *produzierte Unentgeltlichkeit*, weil in bestimmten Gebieten die Arbeitsproduktivität sehr groß wurde und die Herstellungskosten bis auf nahezu Null reduziert wurden, was uns zur Aufteilung der Früchte dieser Arbeit unter allen Menschen verpflichtet. Drittens eine willentlich *gesellschaftlich hergestellte Unentgeltlichkeit*, die durch die Vergesellschaftung der Bezahlung gewisser, nichtwarenförmiger Dienstleistungen entsteht und uns auferlegt, allen BürgerInnen den Zugang zu diesen Dienstleistungen zu ermöglichen. Bei diesen drei Arten von Unentgeltlichkeit sehen wir jeweils die Hauptaspekte der schwierigen Frage des Werts, des Reichtums und ob Wert und Reichtum in Geld zum Ausdruck kommen oder nicht.

3. Das Geld, den Wert und den Reichtum denken

Dieser strategischen Diskussion ist ein theoretischer Punkt vorgelagert, dessen Analyse interessant ist, weil er das Problem der Rolle des Geldes, der Konzeption des Werts und des Reichtums aufwirft. Und dieses Problem ist Gegenstand von Unstimmigkeiten zwischen Anhängern der *décroissance* und Anhängern einer qualitativen Entwicklung.

Die Verwechslungen von monetär und warenförmig sowie von nichtmonetär und nichtwarenförmig sind häufig bei Kritiken am BIP.⁹ Man begegnet ihnen sowohl bei Verfechtern als auch bei Verächtern des Wirtschaftswachstums.

So steht auch im letzten Bericht des «Wirtschaftlichen, Sozialen und Ökologischen Rates» (*Conseil Économique, Social et Environmental – CESE*): «Jedes Mal, wenn eine Aktivität von der Nichtwarensform in die Warenform übergeht, steigt das BIP» (Le Clézio 2009: 9), obschon doch der Großteil des *monetären nichtwarenförmigen Sektors* bereits im BIP integriert ist. Zudem ist der CESE in Bezug auf Freizeit zweideutig, da er bedauert, dass das BIP «die ›Freizeit‹, das heißt nicht-monetarisierte Aktivitäten, nicht mitzählt» (Le Clézio 2009: 9, 62)¹⁰. Und obwohl sich mit dieser Ergänzung in Bezug auf den Wohlstand (in Gebrauchswerten) nichts ändern würde, ist die Kommission Stiglitz-Sen-Fitoussi in dieselbe Richtung gegangen (Stiglitz et al. 2009a, 2009b).¹¹

Diese Fehler sind nicht unbedeutend, denn sie zeugen von einer Verkennung des Geldes. Das Geld ist gewiss ein Instrument zur Ausbeutung der Arbeitskraft und zur privaten Akkumulation, sobald es als Kapital benutzt wird; es ist aber auch ein öffentliches Instrument mit dem die gesellschaftliche Bezahlung der nichtwarenförmigen Dienstleistungen organisiert werden kann. Niemand bezahlt direkt das medizinische Personal, wenn er sich im Spital pflegen lässt: Der Gesundheitsdienst wird gemeinschaftlich in ge-

meinsamem Geld bezahlt.¹² Mit anderen Worten, sowohl in Bezug auf soziale als auch auf ökologische Nachhaltigkeit bedeutet die Ablehnung der Kommodifizierung nicht notwendigerweise jene der Monetarisierung. Die Währung ist eine gesellschaftliche Institution, die als gesellschaftlicher Operator zur Homogenisierung der Austauschbeziehungen jeder Art handelt. Alles hängt also zusammen: ein Verständnis der globalen Krise, die Natur und Rolle des Geldes, die Theorie des Wertes und des Reichtums sowie die Konzeption der Nachhaltigkeit als Alternative zur kapitalistischen Akkumulation und zur planetaren Umweltzerstörung.¹³ Es gibt in der Tat innerhalb bestimmter Tendenzen der politischen Ökologie ein Unverständnis über den Dualismus von Wert und Reichtum. Im Namen eines gewissen Antiökonomismus werden die Kategorien der Kritik der politischen Ökonomie abgelehnt; zu Unrecht, denn die «Werttheorie» ist keine ökonomische Theorie, sondern eine Theorie der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Andererseits taucht eine neophysiokratische Interpretation auf, die den Ursprung des Wertes in der Natur ansiedelt. So haben bestimmte Arbeiten (Ayres und Warr 2000; Ayres 2001; Lindenberger und Kümmel 2002), die in Frankreich von Yves Cochet (2005) aufgegriffen wurden, angeblich die neoklassische Theorie widerlegt, indem sie eine Cobb-Douglas-Produktionsfunktion¹⁴ vorgeschlagen haben, die neben dem Kapital und der Arbeit auch die Energie integriert. Allerdings wurde dieses Prinzip bereits von den Pionieren der Wachstumsmodelle der 1950er bis 1970er Jahre, insbesondere Solow (1956) und Stiglitz (1974) mit dem ausdrücklichen Ziel formuliert, die Umwelt in das allgemeine Gleichgewichtsmodell einzuführen. Weit davon entfernt, eine Kritik der dominierenden ökonomischen Theorie zu eröffnen, führt diese Integration zu deren Vollendung und zugleich in die totale Sackgasse: Die Hypothese von der Substituierbarkeit der Produktionsfaktoren wird akzeptiert; der zwischen den Eigentümern der so genannten Produktionsfaktoren verteilte Output wird eben diesen Produktionsfaktoren zugeschrieben; die für die Produktion des ökonomischen Werts notwendigen Rahmenbedingungen werden mit dem geschaffenen Wert verwechselt.¹⁵

Wenn man die Idee einer Produktionsfunktion mit substituierbaren Faktoren akzeptiert (die allein in der Lage ist, ad hoc eine mathematische Aufschlüsselung der Produktionsvariationen zu liefern, um die Verteilung der Einkommen im Kapitalismus zu rechtfertigen), muss man auch einen entscheidenden Punkt der Kritik des produktivistischen Kapitalismus aufgeben. Wenn man die Komplementarität der Inputs in Betracht zieht, dann drängt sich das Konzept des *limitierenden Faktors* auf: Man produziert Null, wenn man keine Energie hat, woraus aber nicht gefolgert werden kann, dass die Energie 100% des Wertes produziert oder dass zum Beispiel das Erdöl mehr Mehrwert schafft als die Arbeit. Dies ist ein Widersinn, der die Verwechslung zwischen der Gelegenheit zur Mehrwertproduktion (wenn man Erdöl oder jede andere Ware produziert) und dem «Faktor» selbst, das heißt dem Schöpfer des Wertes dieser Produktion, zum Ausdruck bringt. Das ist eine Frage der Logik, die für sich a priori kein normatives Urteil beinhaltet. Sie lässt die Tür offen für die gesellschaftliche Entscheidung: Schreiten wir den Weg des Produktivismus weiter voran oder sagen wir Stopp.

Die Verwendung des Begriffs «Ressourcenproduktivität» (Le Clézio 2009: 15, 25) kommt einer Annäherung an die neoklassische Konzeption der so genannten Kapitalproduktivität gleich: Allerdings produzieren die Ressourcen selbst nichts; nur die umge-

kehrten Konzepte der Intensität der Produktion mit natürlichen Ressourcen oder Kapital machen Sinn. Mit anderen Worten, die Ökologen haben Recht, wenn sie die positive Korrelation zwischen der Erhöhung des BIP und dem Einsatz von Energie und natürlichen Ressourcen im Allgemeinen unterstreichen; und zwar trotz der relativen Entmaterialisierung der Wirtschaft und des Rückgangs der Ressourcenintensität der Produktion. Aber sie liegen falsch, wenn sie denken, dass diese Korrelation dem geschaffenen wirtschaftlichen Wert entspricht.

Man muss im Gegenteil wiederholen, dass die Natur einen Gebrauchswert hat, der mit keinem ökonomischen Wert messbar und vergleichbar ist: Im natürlichen Zustand entsprechen die natürlich genannten Ressourcen *einem Reichtum*, aber sie haben keinen inneren monetären Wert. Diese These lässt sich in vier Vorschlägen konkretisieren:

- Die natürlichen Ressourcen sind Reichtümer.
- Die natürlichen Ressourcen erlangen nur eventuell durch den Einsatz der menschlichen Arbeit einen wirtschaftlichen Wert. Das tief unter dem Grund der Ozeane liegende Erdöl hat nicht den geringsten wirtschaftlichen Wert, wenn es unzugänglich bleibt oder wenn man es nicht suchen geht. Die möglichen, auf die Aneignung einer Ressource beruhenden Monopolrenten sind ein Teil des gesellschaftlichen Mehrprodukts, das mit produktiver Arbeit geschaffen worden ist.
- Die natürlichen Ressourcen schaffen selbst keinen Wert, obwohl sie unentbehrlich für die Produktion von Reichtum und von neuen Werten durch die Arbeit sind.
- Wenn man im Rahmen der menschlichen Aktivität oder außerhalb jeder Nutzung die Wahl trifft, die ökologischen Gleichgewichte zu wahren, erfolgt das im Namen von «Werten», die nicht dem Wirtschaftlichen, sondern der Ethik und der Politik entspringen.

Schlussfolgerungen

Da die durch den Kapitalismus aufgezwungenen Konzeptionen des Reichtums und des Wertes im Kern dessen globaler Krise stehen, sind die Zweckbestimmungen der Arbeit, die Verteilung der Reichtümer und die Aneignungsweise der Natur in Frage zu stellen. Genau auf diese dreifache notwendige Revolution verweisen die Vorschläge für eine Reduzierung der Ungleichheiten, Verkürzung der Arbeitszeit und der Dekommodifizierung (Zurückdrängung der Warenbeziehungen), die Marx und Polanyi (1978) in sehr ähnlicher und sich ergänzender Weise ausgedrückt haben, und die ich gegenwärtig als Alternativen zur allgemeinen Losung der *décroissance* vorziehe.

Schließlich ist es wahrscheinlich, dass die Bewältigung der Krise nicht ohne einen Ausstieg aus dem Kapitalismus erfolgen kann, der zum ersten Mal in der Geschichte die menschliche Gesellschaft unmittelbar vor Grenzen stellt, deren Überschreitung tödlich wäre. Man muss auch nicht das alte, bekanntlich gescheiterte Schema wiederholen, aus dem Kapitalismus auszusteigen, indem man sich darauf beschränkt, die Eigentümer auszuwechseln. Da liegen die wahren Schwierigkeiten: Das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit strukturiert weiterhin die Welt, aber nicht alle Formen der Dominanz reduzieren sich darauf. Das ist ein Grund mehr, die Artikulation dessen neu durchzudenken, was aus den Bereichen des Anthropologischen, Sozialen und Natürlichen erwächst.

Jean-Marie Harribey ist Professor für Ökonomie an der Universität Bordeaux, Mitglied des wissenschaftlichen Beirats von Attac Frankreich, dessen Vorsitzender er von 2006 bis 2009 war, und Mitglied der Fondation Copernic. (Übersetzung aus dem Französischen: *Christian Zeller*.)

Anmerkungen

1. Texte von Jean-Marie Harribey finden sich auf seiner Website unter <http://harribey.u-bordeaux4.fr> und auf dem Blog der Zeitschrift *Alternatives Économiques* <http://alternatives-economiques.fr/blogs/harribey>.
2. Im Folgenden wird der Originalbegriff *décroissance* verwendet, da die in der deutschsprachigen Diskussion verwendeten Begriffe wie Wachstumsrücknahme, Minuswachstum, Nullwachstum und Postwachstum jeweils mit spezifischen Bedeutungszuweisungen und Begründungen verbunden sind.
3. *Nachhaltige Entwicklung* erfährt sehr unterschiedliche Bedeutungszuweisungen. Der Begriff *nachhaltige Entwicklung* kam seit dem Bericht der «Brundtland-Kommission» der Vereinten Nationen im Jahre 1987 verstärkt in die öffentliche Umweltdiskussion. Er beschreibt eine Verbesserung der gesellschaftlichen Wohlfahrt, von der nicht nur die gegenwärtige Generation, sondern alle kommenden Generationen profitieren sollen. Auch die EU integrierte den Begriff der nachhaltigen Entwicklung in ihre 2001 beschlossene «Lissabon-Strategie» (wettbewerbsfähigster Wirtschaftsraum bis 2010). In theoretischer Hinsicht bestehen große Unterschiede hinsichtlich der Annahmen über die Substituierbarkeit von natürlichen Ressourcen und reproduzierbarem Kapital. Der *schwachen Nachhaltigkeit* liegt die Annahme zugrunde, dass Naturkapital durch andere Kapitalformen substituiert werden kann. Es wird akzeptiert, dass Naturressourcen und damit Naturkapital erschöpft werden, wenn im Gegenzug angemessene Mengen von Humankapital oder Sachkapital geschaffen werden, also zum Beispiel kann die Erschöpfung des Erdöls durch neue Technologien zur Gewinnung von Sonnenenergie aufgewogen werden. Die *starke Nachhaltigkeit* geht hingegen davon aus, dass Naturkapital durch kein anderes Kapital ersetzt werden kann. Die Erhaltung der natürlichen Ressourcen steht im Vordergrund. Die ökologischen Parameter bilden einen Entwicklungskorridor, der zu beachten ist. Also müssen zum Beispiel bestimmte Wälder oder Fischbestände in jedem Falle erhalten werden, so dass sie nicht zukünftig zum limitierenden Faktor werden (Anm. CZ).
4. Jérôme Kerviel hat als junger Wertpapierhändler der französischen Großbank Société Générale Anfang 2008 große Verluste bereitet. Bernard Madoff war Vorsitzender der US-amerikanischen Technologiebörse Nasdaq. Danach hat er einen Investmentfonds nach dem Schneeballsystem betrieben und Verluste von wahrscheinlich über 60 Milliarden USD verursacht. Ende 2008 wurde er wegen Betrugs verhaftet (Anm. CZ).
5. Zur Kritik dieser These siehe Harribey (2007, 2008).
6. Latouche, der lange zu diesem Punkt zögerte, schreibt heute: «Die Perspektive der *décroissance* ist weder modern noch antimodern. Wir verorten unser Projekt vollständig, zum Guten wie zum Schlechten, im Geist der Aufklärung, d. h. einer Emanzipation der Menschheit und der Realisierung einer autonomen Gesellschaft» (Latouche 2009: 176). Man könnte allerdings anmerken, sich der Aufklärung zu verpflichten ist kein weder noch, sondern modern.
7. Siehe Harribey (1997) und meinen Kommentar (Harribey 2009a) zum Buch von Postone (2009). Ich präzisiere, dass ich Vollbeschäftigung im globalen Sinne verstehe und sowohl entlohnte als auch nicht entlohnte Formen der Arbeit einschlieÙe.
8. Das «Hadopi»-Gesetz Nr. 2009-669 vom 12. Juni 2009 zur Förderung der Verbreitung und des Schutzes im Internet schuf eine Behörde für die Verbreitung von Werken und den Schutz der Eigentumsrechte im Internet (Haute autorité pour la diffusion des œuvres et la protection des droits sur Internet) (Anm. CZ).
9. Sogar André Gorz (2008: 125) begeht diesen Irrtum. «Das BIP kennt und misst nur die Reichtümer, wenn 15 sie die Form der Handelsware annehmen.»
10. Für eine Kritik der Integration der Freizeit in die nationale Buchhaltung siehe das Kapitel *Le temps libre et la nature n'ont pas de prix* in Harribey (2009d).
11. Für eine Kritik siehe Harribey (2010a).
12. Im Gegensatz zu der von Baba unterstützten Vorstellung gibt es nicht ein «Warengeld» und ein «Nichtwarengeld» (Baba 2009a, 2009b, 2009c). Zur Kritik siehe Harribey (2009b).
13. Ein anderes Problem, das ich hier nicht behandle, betrifft die Frage, was in einer nichtproduktivistischen Gesellschaft aus dem BIP würde. Wenn die verschmutzende und Raubbau betreibende Produktion durch eine saubere und sparsame Produktion ersetzt wird, besteht eine große Wahrscheinlichkeit, dass diese mehr direk-

te und indirekte Arbeit benötigt als die bisherige. Ihr Wert wird also größer sein und man weiß nicht im Voraus, ob die Multiplizierung der Mengen mit den Preisen zu einem höheren oder niedrigeren BIP führen wird. Siehe hierzu Harribey (2009c).

14. Die klassische Ökonomie sprach von den Produktionsfaktoren Arbeit, Kapital und Boden, denen die Einkommensarten Lohn, Profit und Bodenrente entsprachen. Die neue Wachstumstheorie erweiterte den Faktor Kapital um den Faktor Humankapital. Einige Ansätze ersetzen den Faktor Boden durch natürliche Ressourcen oder sogar die Umwelt. Die klassische und neoklassische Ökonomie gehen davon, dass die Produktionsfaktoren entsprechend ihrem Einsatz entlohnt werden. Produktionsfaktoren können im Produktionsprozess entweder in einem substitutiven (gegeneinander austauschbaren) oder in einem komplementären Einsatzverhältnis zueinander stehen. Die marxistische Kritik der politischen Ökonomie, auf die sich auch Harribey stützt, betrachtet alleine die Arbeit als wertbildend, wobei gesellschaftlicher Reichtum auch der Natur entspringen kann.

Eine Produktionsfunktion in der neoklassischen Ökonomik beschreibt die Beziehung zwischen Inputs und sich den daraus ergebenden Outputs in einem Produktionsprozess. Die Produktionsfunktion benennt die höchste Produktionsmenge, die ein Unternehmen mit Hilfe einer bestimmten Kombination von Inputs erzielen kann.

Im Lauf der Zeit wurden unterschiedliche Produktionsfunktionen entwickelt. Die ertragsgesetzliche Produktionsfunktion geht von zwei Faktoreinsatzmengen und einer Ausbringungsmenge aus. Durch den Einsatz der Faktoren steigt der Ertrag zunächst, beginnt aber ab einer bestimmten Menge zu sinken. Trotz höherem Arbeits- und Düngereinsatz sinkt zum Beispiel der Ertrag eines Bodens ab einem bestimmten Niveau. Bei einer substitutionalen Produktionsfunktion kann man einen Produktionsfaktor innerhalb bestimmter Grenzen durch einen anderen oder die Kombination von anderen Produktionsfaktoren ersetzen. Wenn man einen Faktor vollständig durch einen anderen ersetzen kann, spricht man von vollständiger Substitutionalität. Die Cobb-Douglas-Produktionsfunktion wurde im Jahre 1928 von Charles Wiggins Cobb und Paul Howard Douglas entwickelt. Sie gingen davon, dass eine Erhöhung des Faktoreinsatzes eine höhere Outputmenge bewirkt. Allerdings nimmt der durch zunehmenden Faktoreinsatz erzielte Ertrag ab. Wenn man die Einsatzmenge beispielsweise verdoppelt, so steigt der Ertrag zwar an, jedoch auf weniger als das Doppelte. Die Cobb-Douglas-Produktionsfunktion ist auch eine substitutionale makroökonomische Produktionsfunktion. Sie hat die Form: $Y = L^\alpha * K^\beta$, wobei: Y = Output, L = Arbeitseinsatz, K = Kapitaleinsatz, α = Elastizität des Outputs in Bezug auf den Arbeitseinsatz, β = Elastizität in Bezug auf den Kapitaleinsatz. Ist die Summe der partiellen Produktionselastizitäten ($\alpha + \beta$) größer (kleiner, gleich) eins, weist die Cobb-Douglas-Funktion steigende (sinkende, konstante) Skalenerträge auf (Gabler Wirtschaftslexikon: <http://wirtschaftslexikon.gabler.de>) (Anm. CZ).

15. Ich habe diese etwas technische Argumentation an anderer Stelle entwickelt (Harribey 2005).

Literaturverzeichnis

Ariès, Paul (2007): *La décroissance. Un nouveau projet politique*. Paris: Golias.

Attac (Hrsg.) (2004): *Le développement a-t-il un avenir? Pour une société solidaire et économe*. Paris: Mille et une nuits.

Attac (2009): *Sortir de la crise globale. Vers un monde solidaire et écologique*. Paris: La Découverte.

Ayres, Robert U. (2001): The minimum complexity of endogenous growth models: the role of physical resource flows, *Energy* 26 (9): S. 817–838.

Ayres, Robert U. und Warr, Benjamin (2000): *Two paradigms of production and growth*, Center for the Management of Environmental Resources, INSEAD: Fontainebleau. www.etsap.org/worksh_6_2003/2003P_Ayres.pdf.

Baba, Denis (2009a): Vive la Sécu (1). Chronique d'Alain Accardo: Eux et nous, *La Décroissance* 58: S.13.

Baba, Denis (2009b): Vive la sécu (2). Chronique de Jacques Testart: Grandeurs et misère de la science, *La Décroissance* 59: S.13.

Baba, Denis (2009c): Vive la Sécu (3). Chronique de Jacques Testart: La décroissance doit-elle être démographique ?, *La Décroissance* 60: S.13.

Beset, Jean-Paul (2005): *Comment ne plus être progressiste sans devenir réactionnaire*. Paris: Fayard.

Cheyet, Vincent (2008): *Le choc de la décroissance*. Paris: Seuil.

Cochet, Yves (2005): Economie et thermodynamique, *Cosmopolitiques* 9: S.17–32.

Gadrey, Jean (2010): *Adieu à la croissance*. Paris: Les petits matins / Alternatives économiques.

Georgescu-Roegen, Nicholas (1995): *La décroissance: Entropie-Ecologie-Economie*. Paris: Sang de la terre.

- Giraud, Jean-Noël (2004): Un spectre hante le capitalisme: la gratuité, *Le monde*, 5 mai. www.freescape.eu.org/biblio/article.php3?id_article=190; <http://lafeuille.blog.lemonde.fr/2004/05/>.
- Gorz, André (1978): *Écologie et politique*. Paris: Seuil.
- Gorz, André (2008): *Ecologica*. Paris: Galilée.
- Harribey, Jean-Marie (1997): *L'économie économe: le développement soutenable par la réduction du temps du travail*. Paris: L'Harmattan.
- Harribey, Jean-Marie (2004): Vers une société économe et solidaire. Développement ne rime pas forcément avec croissance, *Le Monde diplomatique*, S. 2. www.attac93sud.fr/.../08-Developpement_ne_rime_pas_forcement_avec_croissance-Harribey.pdf.
- Harribey, Jean-Marie (2005): La misère de l'écologie, *Cosmopolitiques* (10): S. 151–158.
- Harribey, Jean-Marie (2007): Toute critique radicale est-elle recyclable dans la décroissance?, *Contretemps* 18: S. 142–149.
- Harribey, Jean-Marie (2008): Du côté de la décroissance : questions encore non résolues, Décroissance ou Neuvième Symphonie ?, *Cahiers marxistes* (228): S. 175–195.
- Harribey, Jean-Marie (2009a): Ambivalence et dialectique du travail, *Contretemps* 4 (4): S. 137–149.
- Harribey, Jean-Marie (2009b): *La monnaie permet le non-marchand paradoxe*. <http://alternatives-economiques.fr/blogs/harribey/2009/06/23/la-monnaie-permet-le-non-marchand-paradoxe/#more-26>.
- Harribey, Jean-Marie (2009c): *La richesse à tout prix*. <http://alternatives-economiques.fr/blogs/harribey/2009/06/17/la-richeesse-a-tout-prix/#more-25>.
- Harribey, Jean-Marie (2009d): *Raconte-moi la crise*. Paris: Le Bord de l'eau.
- Harribey, Jean-Marie (2010a): Richesse: de la mesure à la démesure, examen critique du rapport Stiglitz, *Revue du MAUSS* 35 (La gratuité, Éloge de l'inestimable): S. 63–82.
- Harribey, Jean-Marie (2010b): *Diable de croissance!* <http://alternatives-economiques.fr/blogs/harribey/2010/10/07/diable-de-croissance/#more-118>.
- Harribey, Jean-Marie (2011): Prospérité sans croissance et croissance sans prospérité, Janvier.
- Jackson, Tim (2009): *Prospérité sans croissance. La transition vers une économie durable*. Bruxelles, Namur: De Boeck et Etopia.
- Latouche, Serge (2006): *Le pari de la décroissance*. Paris: Fayard.
- Latouche, Serge (2007): *Petit traité de la décroissance sereine*. Paris: Mille et une nuits.
- Latouche, Serge (2009): Brèves notes pour un ethos de la décroissance, *Entropia* Crise éthique, éthique de crise? (6).
- Le Clézio, Philippe (2009): *Les indicateurs du développement durable et l'empreinte écologique*. Projet d'avis présenté par Philippe Le Clézio, 11 mai 2009, Conseil Économique, Social et Environmental: Paris (www.conseil-economique-et-social.fr/rapport/pravi/PA090127.pdf).
- Lindenberger, Dietmar und Kümmel, Reiner (2002): Energy-Dependent Production Functions and the Optimization Model «PRISE» of Price-Induced Sectoral Evolution, *International Journal of Thermodynamics* 5 (3): S. 101–107.
- Marx, Karl (1867): *Das Kapital*, Bd. I. In: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke* (MEW), Bd. 23. Berlin: Dietz, 1968.
- Polanyi, Karl (1978): *The great transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. Originalpublikation: New York: Farrar & Rinehart, 1944.
- Postone, Moshe (2009): *Temps, travail et domination sociale*. Paris: Mille et une nuits.
- Solow, Robert M. (1956): A contribution to the theory of economic growth, *The Quarterly Journal of Economics* 70 (1): S. 65–94
- Stiglitz, Joseph (1974): Growth with Exhaustible Natural Resources: Efficient and Optimal Growth Paths, *The Review of Economic Studies* 41 (Symposium on the Economics of Exhaustible Resources): S. 123–137.
- Stiglitz, Joseph, Sen, Amartya und Fitoussi, Jean-Paul (2009a): *Performances économiques et progrès social, Richesse des nations et bien-être des individus* (volume I). Paris: Odile Jacob.
- Stiglitz, Joseph, Sen, Amartya und Fitoussi, Jean-Paul (2009b): *Performances économiques et progrès social. Vers de nouveaux systèmes de mesures* (volume II). Paris: Odile Jacob.